



Hinweis: Es gilt das gesprochene Wort !

Dankrede Reuchlin-Preisträgerin der Stadt Pforzheim
Barbara Stollberg-Rilinger

Samstag, 20. Oktober 2018

Herr Oberbürgermeister, sehr verehrte Mitglieder der Jury, lieber Herr Michaels,
meine Damen und Herren.

Es ist mir eine ganz besondere Ehre, mit diesem Preis ausgezeichnet zu werden.
Und zwar aus zwei Gründen. Zum einen, weil die Liste der bisherigen Preisträger
viele Namen von großen Gelehrten enthält, von denen ich unschätzbar viel gelernt
habe, wie Hans-Georg Gadamer, Dolf Sternberger oder Ernst-Wolfgang Böcken-
förde, um nur drei Namen zu nennen. Zwei Historiker darunter sind meine besonde-
ren wissenschaftlichen Vorbilder, nämlich Reinhart Koselleck und Christian Meier.
Dass bisher allerdings nur zwei Frauen unter den Preisträgern waren, ist nicht zu
übersehen, wird sich aber hoffentlich zunehmend ändern, und ich hoffe sehr, dass
ich nicht lange eine von nur dreien bleiben werde.

Zum anderen und vor allem bedeutet mir dieser Preis aber deshalb besonders viel,
weil Johannes Reuchlin eine so einzigartige, so bewunderungswürdige Figur ist, ja
ich würde ihn tatsächlich einen Helden nennen, auch wenn man heutzutage mit dem
Begriff Held ja zurückhaltend ist. Reuchlin ist jemand, den man gerade heute nicht
laut genug rühmen kann, und es ist eigentlich eine Schande, dass er in der kol-
lektiven Erinnerungskultur in Deutschland nicht viel bekannter ist. Reuchlins Person
und Geschichte gewinnen im Moment wieder eine große, ungeahnte Aktualität. Das
ist allerdings kein gutes Zeichen. Niemals hätte ich für möglich gehalten, dass das
Thema religiöse Toleranz einmal wieder umstritten sein würde.

1955 wurde der Preis zum 500. Geburtstag von Reuchlin gestiftet. Damit ist er, der
Preis, genauso alt wie ich, ein Nachkriegskind. Meine eigene Lebenserfahrung in den

vergangenen sechs Jahrzehnten gab allen Grund zu der Erwartung, dass die Entwicklung seit dem Ende der nationalsozialistischen Herrschaft schrittweise, langsam, aber unaufhörlich zu mehr Liberalität, Pluralismus, Toleranz und Achtung gegenüber Minderheiten führen würde - schon deshalb, weil eine immer komplexere Gesellschaft gar nichts anders als pluralistisch sein kann. Wie sich herausstellt, war das allzu optimistisch. Wir haben die Zerbrechlichkeit von Freiheit und Rechtsstaatlichkeit lange Zeit sträflich unterschätzt und waren uns des politischen Luxus, den wir genießen haben, gar nicht genug bewusst. Toleranz - gerade auch gegenüber dem, was man selbst nicht ist, ja womöglich ablehnt, ist aber alles andere selbstverständlich, im Gegenteil, sie ist stets prekär und muss stets aufs Neue verteidigt werden. Deshalb ist es an der Zeit, sich wieder neu mit Johannes Reuchlin auseinanderzusetzen.

Das erscheint nicht auf den ersten Blick naheliegend. Johannes Reuchlin gehörte ja einer sehr fernen, sehr fremden historischen Epoche an. Die Zeit um 1500 erscheint uns heute alles in allem ja noch sehr mittelalterlich. Es war eine extrem fromme Epoche; der Alltag war noch durch und durch religiös geprägt; die Menschen glaubten noch an den Himmel und vor allem an die Hölle, und zwar in einem ganz konkreten, anschaulichen Sinne; Atheismus war noch so gut wie unvorstellbar und Ketzerei unter Umständen tödlich. Man muss sich nur die Bilder von Hieronymus Bosch vor Augen führen, eines Generationsgenossen von Reuchlin, um sich zu vergegenwärtigen, wie fern, fremd und befremdlich diese Zeit für uns heute ist.

Die Juden galten damals als Erzfeinde der Christenheit, als Volk der Christusmörder, dem im göttlichen Heilsplan die kollektive Rolle der Verräter und Schurken zugeordnet war. Das machte sie zum idealen Objekt von Verschwörungstheorien; man bezichtigte sie bekanntlich, die Brunnen zu vergiften, absichtlich die Pest zu verbreiten und für ihre finsternen Rituale christliche Säuglinge zu schlachten. Die Juden gehörten nirgendwo hin, hatten nirgends ein politisches Heimatrecht, waren immer nur vorübergehend geduldet und darauf angewiesen, sich immer aufs Neue den Schutz der Regierenden teuer zu erkaufen. Jederzeit mussten sie auf Verfolgung, Vertreibung, Misshandlung und Ermordung gefasst sein. Man brauchte sie als Ventil für allerlei Ängste und für allerlei Hass.

Ihre alte Sprache, die Sprache ihrer heiligen Bücher, verstanden die Christen nicht. Man konnte das Hebräische nirgends studieren; es gab keine hebräischen Wörterbücher, keine hebräische Grammatik. Das änderte Johannes Reuchlin.

Reuchlin war ein hoch renommierter Jurist und Ratgeber verschiedener Fürsten, vom Kaiser in den Adelsstand erhoben, Mitglied des württembergischen Hofgerichts, als Gesandter am Kaiserhof und an der römischen Kurie unterwegs, Richter des Schwäbischen Bundes. Das muss ich hier in Pforzheim, jedenfalls hier in dieser Festver-

sammlung, vermutlich keinem sagen, es kommt aber sonst im deutschen Geschichtsunterricht so gut wie gar nicht vor. Vor allem war Reuchlin prominentes Mitglied eines grenzüberschreitenden, avantgardistischen Netzwerks von hochgebildeten Männern, die sich der Aufwertung der Humaniora, also der alten Sprachen, der Rhetorik und Geschichte verschrieben hatten, weshalb man sie „Humanisten“ nannte - die also diejenigen Fächer pflegten und in neuer Weise hochschätzten, die im mittelalterlichen Universitätsbetrieb traditionell den niedrigsten Rang eingenommen hatten, das sogenannten Trivium aus Grammatik, Rhetorik, Dialektik (bekanntlich nennt man etwas noch heute „trivial“, um es abzuwerten). Diese avantgardistischen Gelehrten widmeten sich den alten Sprachen unter anderem deswegen, weil sie hofften, dadurch zu den ältesten Wurzeln der Weisheit vorzudringen, die über die Jahrhunderte verschüttet worden waren. Deshalb lernte Reuchlin privat bei jüdischen Gelehrten, darunter der kaiserliche Leibarzt, Hebräisch, die Sprache des Alten Testaments, für die es damals für Christen wie gesagt keinerlei Schulen oder Lehrbücher gab, und trug als erster in Deutschland das Hebräische als neues Fach in die Universität hinein.

Sein Motiv war für die Zeit überaus charakteristisch: Es ging darum, zu den Ursprüngen, den tiefsten Wurzeln aller Glaubensgeheimnisse zu gelangen, zu den Quellen also, so wie die Reformatoren zu den Wurzeln des Urchristentums zurückkehren wollten. Das Hebräische war für Reuchlin „die ursprüngliche Art des Sprechens, in der der Mund Gottes zu uns geredet hat“. Nicht nur die Urschriften der Bibel, sondern auch die Kabbala hielt er für die verschütteten Zugänge zum Kern der göttlichen Offenbarung. „Die Lateiner trinken Wasser aus dem Sumpf, die Griechen aus den Bächen, die Juden aber aus den Quellen“, schrieb er einmal.

Reuchlins Motive für die Etablierung des Hebräisch-Studiums waren also religiöse, nicht humanitäre. Wenn er erstmals in Deutschland eine umfassende Einführung in die hebräische Sprache veröffentlichte, dann tat er das, um einen Schlüssel zur Erkenntnis der göttlichen Offenbarung zu liefern, nicht etwa, um dem Verständnis und der Verständigung mit den jüdischen Mitmenschen zu dienen.

Aber, und das ist der springende Punkt: Durch das Studium ihrer Sprache näherte sich Reuchlin den Juden selbst und begann sie in ihrer Besonderheit zu respektieren. Damit befand er sich ziemlich allein auf weiter Flur. Seine Sicht auf die Juden und ihre Lage war absolut ungewöhnlich. So rühmte er Kaiser Friedrich III. in einer Grabrede, er habe die, die „das Volk überall haßt“, unter seinen Schutz gestellt, „damit der verzehrende Neid aufhöre“. Er beklagte wiederholt die „schlimme Lage“ der Juden, die in Folge der großen Pest von den Christen nach und nach aus ihren angestammten Siedlungsgebieten vertrieben worden waren. Vor allem aber verteidigte er sie gegen den Vorwurf, ihre Schriften richteten sich gegen die Christen und ihren Glauben

und verunglimpften Jesus, Maria und die Heiligen. Diese Schriften, schrieb er, seien nicht zur Kränkung der Christen, sondern vielmehr zu ihrer, der Juden, eigenen Verteidigung verfasst. Die Juden, nicht die Christen, seien es, die Grund hätten, gekränkt zu sein. Ich zitiere: „Denn nachdem wir sie Jahr für Jahr in unseren Kirchen am Karfreitag öffentlich beschimpfen: „perfidus Judaeos“, das heißt „glaubensbrüchige Juden“ oder auf gut deutsch: „die, bei denen es weder Treu noch Glauben gibt“, könnten sie dagegen untereinander mit gutem Recht sagen: „Sie [die Christen] verleumdete uns. Wir haben unseren Glauben nie gebrochen.“ Ausdrücklich wies Reuchlin auf die schlichte, aber keineswegs banale Tatsache hin, dass die Juden ihren Glauben ebenso für richtig und den christlichen für unrichtig hielten, wie die Christen das umgekehrt schließlich auch täten. Damit bewies er eine keineswegs selbstverständliche Fähigkeit zum Perspektivenwechsel, die damals Ihresgleichen suchte und die auch heute nicht allgemein verbreitet ist. Noch ein Zitat: „Der Jude ist unseres Herrgotts so gut wie ich. [...] Ein jeder wird für sich selbst Rechenschaft geben müssen. Was wollen wir über eines anderen Seele urteilen?“

Juristisch bezeichnete Reuchlin die Juden als „Mitbürger“, concives, und leitete aus dem Römischen Recht das Argument ab, sie besäßen ebenso gut ein Bürgerrecht im Heiligen Römisch-deutschen Reich wie die Christen und genössen unter der kaiserlichen Herrschaft den gleichen Frieden wie sie, könnten also nicht „Feinde“ der Christen sein. Vielmehr hätten sie wie jedermann sonst Anspruch auf Schutz ihres Lebens und Eigentums. Ihre Synagogen, Zeremonien, Riten, Gewohnheiten, Sitten und Andachten solle man sie in Ruhe verrichten lassen, solange sie nicht gegen die Gesetze verstießen. Und ihre Schriften seien zu respektieren, solange sie Anderen keinen Schaden zufügten - was aber genauso für die Schmähschriften christlicher Autoren gelte.

Mit alldem begab sich Reuchlin nicht nur auf eine klare juristische Außenseiterposition - er zog sich auch den Vorwurf der Ketzerei zu und setzte sich einem Inquisitionsprozess aus. Seine Stellungnahme zugunsten der Juden führte in der Folge zu einer der spektakulärsten und polemischsten öffentlichen Debatten dieser Zeit, einer Debatte, die die damalige gebildete Öffentlichkeit in zwei Lager spaltete: die intellektuelle Avantgarde der Humanisten hier, die verknöcherte alte Garde der Universitäts-theologen dort, Lichtgestalten gegen Dunkelmänner, viri clari versus viri obscuri, wie die Humanisten selbst es formulierten. Reuchlins verständnisvolle Haltung gegenüber den Juden war ein Katalysator, der die Öffentlichkeit (die damals nur eine kleine Schicht von Gebildeten war) polarisierte. Das heißt, die Sache nötigte alle, die in der Gelehrtenwelt etwas auf sich hielten, zur Parteinahme, wobei sich fast die ganze Humanistenelite auf Reuchlins Seite schlug, all die noch heute berühmten Gelehrten, von Thomas Morus über Erasmus von Rotterdam bis zu Ulrich von Hutten, während

die Protagonisten der Gegenseite heute kaum noch jemand kennt. Die „Dunkelmännerbriefe“, in denen sich die Humanisten über die beschränkten und böartigen Universitätstheologen mit ihrem miserablen Latein lustig machten, sind ganz große Satire. Was die sprachliche Drastik dieser Debatte und die Schärfe der persönlichen Verunglimpfung angeht, stellen die Protagonisten mitunter auch einen Jan Böhmermann in den Schatten.

Angefangen hatte die ganze Affäre, die dann zunehmend weitere Kreise zog und zum europaweiten Skandal eskalierte, bekanntlich mit der Kampagne des gebürtigen Juden und dann zum fanatischen Christen mutierten Johannes Pfefferkorn, der den Kaiser dazu bewogen hatte, die religiösen Schriften seiner ehemaligen Glaubensgenossen, allen voran den Talmud, einzuziehen und vernichten zu lassen. Das führte zu einem Rechtsstreit, in dessen Verlauf mehrere gelehrte Gutachten eingeholt wurden - unter anderem eines von Reuchlin, der die Sache sehr ausführlich und sorgfältig hin und her wendete, von allen Seiten beleuchtete und immer wieder zu dem Schluss kam, die religiösen Schriften der Juden - die er keineswegs für wahr hielt - seien gegen die Angriffe ihre Gegner zu verteidigen.

Es lohnt sich - gerade heute wieder -, seine Argumentation genauer anzusehen. Auch heute erleben wir ja eine gesellschaftliche Spaltung, die quer durch die Gesellschaft, ja sogar quer durch manche politischen Parteien verläuft; eine Polarisierung, die alle anderen Themen in den Schatten stellt; auch heute spielen neue Medien eine wesentliche Rolle dabei; auch heute geht es um die Frage, ob man die Fremden als seine Nächsten behandelt oder nicht; auch heute machen sich wieder unvorstellbar bizarre Verschwörungstheorien breit. Das richtet sich - selbst in Deutschland - beschämender- und skandalöserweise auch wieder gegen die Juden, aber bekanntlich nicht allein gegen sie.

Das heißt selbstverständlich nicht, dass die Zeit um 1500 nicht eine ferne und fremde Epoche gewesen wäre, die sich nicht umstandslos mit unserer heutigen Zeit gleichsetzen lässt. Trotzdem gibt es - mutatis mutandis - einige strukturelle Analogien, die ins Auge fallen. Deshalb erlauben Sie mir, ausnahmsweise etwas zu tun, was ich als Historikerin normalerweise nicht tue, nämlich mir einen fiktiven Dialog zwischen damals und heute vorzustellen und mich zu fragen: Was würde Reuchlin heute dazu sagen?

Dazu ein konkretes Beispiel. Wie Sie vermutlich alle wissen, behauptet derzeit das neue Buch eines bekannten Bestsellerautors die Spitze der Verkaufslisten, das „Die feindliche Übernahme“ heißt. Der Autor prophezeit die existenzielle Bedrohung unserer Gesellschaft durch die Invasion der Muslime und sieht die Ursache für alle möglichen hochkomplexen Gegenwartsprobleme im „Wesen des Islams“. Dieses „Wesen“ wiederum glaubt der Autor identifizieren zu können, weil er sich in der Lage sieht,

den Koran als „verständiger Laie ohne Arabischkenntnisse“ umstandslos zu verstehen - was kein gelehrter Arabist oder Islamwissenschaftler für sich in Anspruch nehmen würde. „Versteht man ihn [den Koran] wörtlich“, schreibt er, „so lässt er wenig Raum für Missverständnisse“ - was übrigens auch die Meinung der Fundamentalisten unter den Muslimen ist, mit denen er sich hier in schönster Übereinstimmung befindet. Auf der Grundlage seiner eigenen, naiven Lektüre, ohne Kenntnis der Sprache und der literarischen Form, ohne Ahnung von den philologischen Kontroversen um den Wortlaut und die komplexe Überlieferungsgeschichte, vor allem aber ohne jedes Verständnis für die Vielschichtigkeit und damit Deutungsoffenheit einer solchen Schrift, die über die Jahrhunderte hinweg immer wieder auf vielerlei, mitunter sogar gegensätzliche Weise ausgelegt und dadurch immer wieder wechselnden historischen Umständen und Bedürfnissen angepasst worden ist - was übrigens ganz ebenso auch für die Heiligen Schriften des Judentums und des Christentums gilt - ohne Kenntnis all dessen also, sogar in ausdrücklicher, selbstbewusster Ignoranz führt der Autor - wörtlich - einen „Indizienprozess“ gegen „den Islam“ und schürt Angst und Ressentiment gegenüber allen Angehörigen dieser Religion, die „unseren Fortschritt bedrohen“ und sich zur „feindlichen Übernahme“ unserer Gesellschaft anschicken (was auch immer das genau heißen soll). Hätte der Autor auch nur die mindeste Ahnung von Hermeneutik, also der Lehre vom Verstehen, dann wüsste er, dass jeder naive Leser unweigerlich seine eigenen Vorannahmen in den Text hineinträgt.

Zu diesem Thema hätte Reuchlin eine Menge zu sagen. Er schreibt, und ich zitiere: „Wie kann jemand auf etwas entgegnen und es widerlegen, das er nicht versteht? Nun muss jemand doch zum mindesten die Sprache [er meint hier natürlich die des Talmud] verstehen, wenn er behaupten will, dieser [Text] sei falsch oder in beleidigender Abicht gegen uns Christen gerichtet. Denn wer die Bedeutung der Worte und der Sprache nicht kennt, der befindet sich leichtfertig im Irrtum, sagt Aristoteles“. Und, immer noch Reuchlin: „Der Wortlaut der Heiligen Schrift ist je nach den Eigenheiten jeder Sprachform zu verstehen. Denn jede Sprache hat ihre besondere, für sie charakteristische Ausdrucksweise. Wenn nun diese bei der Übersetzung in andere Sprachen wörtlich übernommen wird, so scheint es jedermann, als gäbe es keinen Sinn [...] Nicht einmal jeder Jude, auch wenn er sehr gut hebräisch kann, vermag den Talmud zu verstehen. Wie soll man dann begründen können, daß die Christen den Talmud verwerfen, den sie noch nicht einmal verstehen?“ Reuchlin führt eine Reihe von konkreten Beispielen an und weist philologisch präzise nach, wie Christen seit dem Mittelalter durch irreführende Übersetzungen des Talmud ihre eigenen feindseligen Vorurteile in die heiligen Schriften der Juden hineingelesen hätten. Und er warnt hellsichtig, durch solche voreingenommenen Lesarten „könnte man die Juden bei un-gelehrten und der Sprache unkundigen Leuten leicht so verhasst machen, daß sie um Leib und Leben kämen.“

Wie gesagt: Reuchlin schrieb das vor rund 500 Jahren; er schrieb es über den Talmud und nicht über den Koran; er sprach von den Juden und nicht von den Muslimen. Aber aus seinem Rechtsgutachten spricht - und zwar über den Abstand der 500 Jahre hinweg - eine Haltung, die meines Erachtens noch heute vorbildlich ist. Denn Judenfeindlichkeit damals und Islamfeindlichkeit heute wachsen auf ein und demselben Holz von Ignoranz und Ressentiment. Was Reuchlin verlangte, war die sorgfältige, differenzierte, grundsätzlich respektvolle Beschäftigung mit dem Fremden. Seine Haltung erwuchs aus der Beschäftigung mit der fremden Sprache und dem Bemühen um angemessene Übersetzung - was voraussetzt, dass man sich in die gesamte Kultur und Geschichte hineindenkt, die diese Sprache in sich enthält. Das wiederum setzt voraus, dass man sich schrittweise der eigenen unreflektierten Vorannahmen bewusst wird. Ein solches Verstehen ist nie abgeschlossen, aber es führt dazu, dass der Horizont des Übersetzers mit dem des Textes allmählich verschmilzt, wie es der frühere Reuchlin-Preisträger Gadamer ausgedrückt. Eine solche Haltung gegenüber dem Fremden ist allerdings mühsam und kompliziert; sie erfordert die Fähigkeit zum Perspektivenwechsel. Es ist mittlerweile eine psychologische Binsenweisheit, dass man sich in seinen altvertrauten Meinungen lieber bestärken als beirren lässt. (Es ist daher nicht überraschend, dass Reuchlins epochemachendes Hebräisch-Buch sich als Ladenhüter erwies und ihn beinahe in den finanziellen Ruin geführt hätte, während das oben zitierte Werk ein Kassenschlager ist, weil viele Leute darin lesen, was sie sowieso schon zu wissen glauben.)

Es scheint mir wichtig zu betonen, dass die Toleranz, die aus Reuchlins philologischem Interesse am Hebräischen erwuchs und ihn dazu veranlasste, für die Juden ungestörte Glaubensfreiheit zu fordern, nicht die Art von Toleranz war, die wir heute meist im Auge haben und die tatsächlich nichts anderes ist als Indifferenz. Etwas zu tolerieren, was einem gleichgültig ist, erfordert keine besondere Anstrengung. Toleranz im ursprünglichen, strengen Sinne des Wortes ist gerade gegenüber dem gefordert, was man selbst gerade nicht teilt, sondern für sich selbst ablehnt. Reuchlin war nämlich bei all seinem Respekt gegenüber den Juden überzeugt, dass sie sich im Irrtum befänden; daran lassen seine Ausführungen keinen Zweifel. Die Wahrheit der christlichen Religion stand für ihn nicht in Frage; die Juden waren und blieben für ihn die religiös Anderen. Doch das Andere brauche man, um das Eigene überhaupt zu schätzen. Es müsse immer einen Außenstehenden geben, die einen herausfordert, das Eigene zu verstehen und zu bewahren. Es sei nicht gut, schrieb er, „wenn wir niemanden haben, der uns zu widersprechen wagt“. Mit anderen Worten: Die Verschiedenheit der Meinungen hat ihren Wert in sich; man geht fehl und tut sich selbst keinen Gefallen, wenn man sie beseitigen will.

Die Toleranz, zu der Reuchlin seine Zeitgenossen aufrief, hieß, das zu ertragen und zu dulden, was sie selbst gerade nicht als wahr und richtig ansahen. Wie der Frankfurter Habermas-Schüler Rainer Forst gezeigt hat, unterscheidet genau das die Toleranz von der bloßen Indifferenz. Toleranz ist „eine Haltung, die den Widerstreit von Überzeugungen und Praktiken bestehen lässt und zugleich entschärft, indem sie gute Gründe für ein Miteinander im Konflikt, im weiterhin bestehenden Dissens“ anführt. Ohne Toleranz in diesem Sinne können freiheitliche Gesellschaften nicht bestehen. Wir dürfen diese Art von Toleranz auf keinen Fall für selbstverständlich halten und müssen sie gegen Angriffe von allen Seiten verteidigen.

Ich betrachte das als das Anliegen des Reuchlin-Preises und danke Ihnen deshalb ganz besonders herzlich dafür.